Zett 37/2019

Zett

Zeitschrift des Zentrums für Lehrerfortbildung

Lehrertag S.4
Von der ältesten Schulordnung zu Schlüsselkompetenzen des Europarates und Hattie

Interviews S.11
Aktive LehrerInnen erinnern sich an die eigene Schulzeit und sprechen über ihren Beruf

Bericht S.10
Exkursionen - nicht nur Schüler in der Projektwoche, sondern auch Lehrer in der Fortbildung

Revista „Zett“ („Die ZfL des ZfL“) este editată de Centrul pentru Formarea Continuă în Limba Germană (CFCLG), cu sediul în Casa Schuller din Mediaș, județul Sibiu (în imagine).

CFCLG funcționează în subordinea Ministerului Educației Naționale și are ca domeniu de activitate perfecționarea pe plan național a personalului didactic care predă în limba germană - de la grădiniță până la liceu - și a profesorilor de limba germană ca limbă modernă. Revista se adresează acestor categorii de cadre didactice. Ea apare de două ori pe an și se editează în limba germană. Unele informații se publică în limba română (pag. 2).

Adrese ale CFCLG:

- sediul: P-ța Regele Ferdinand nr. 25, 551002 Mediaș
tel./fax: 0269-831724

- biroul de la Sibiu: str. Turismului nr. 15 (în Casa Corpului Didactic), 550020 Sibiu
tel./fax: 0269-214154

- filiala Timișoara: str. I. Nemoianu nr. 5 (la internatul Lic. T. „N. Lenau“), 300011 Timișoara
tel.: 0725-931279

www.zfl.ro
zfl@zfl.ro

Anmeldungen für Veranstaltungen des ZfL unter

www.zfl.ro

Numărul actual al revistei CFCLG

Primele pagini sunt dedicate celor două referate de deschidere ținute la Ziua Dascălului Transilvănean în octombrie 2018. Privind cel mai vechi regulament de ordine interioară al unei școli: acesta datează din 1543 și a fost elaborat pentru gimnaziul din Brașov de către Johannes Honterus. Honterus a petrecut mulți ani de studiu în Europa, a cunoscut oameni ai școlii și instituții de învățământ, importând idei europene în Transilvania. Autorul celui de-al doilea text alege câteva probleme ale sistemului de învățământ din România cu repercusiuni inclusiv asupra învățământului în limba germană și arată posibilitățile pe care le au dascălii de a aplana unele deficiențe. Cea mai mare parte a ediției însă cuprinde interviuri cu educatoare, învățătoare și profesori, rugați să își aducă aminte de propriii ani de școală, de formarea lor inițială și de primii ani de serviciu, de momente importante din carieră respectiv de persoane care i-au marcat. Fiecare interviu se încheie cu exprimarea dorințelor legate de viitorul instituțiilor cu predare în limba germană.

De ceea ce se va putea pune în practică în viitor depind, cu siguranță, calitatea și continuitatea învățământului precum și felul în care ne exercităm profesia.

Asociația CFCLG/ZFL Verein

Aufgabe des CFCLG/ZFL-Vereins („Asociația CFCLG/ZFL“) ist die Unterstützung der Tätigkeiten des Zentrums für Lehrerfortbildung in deutscher Sprache (ZfL) und der Lehrkräfte zwecks Qualitätssicherung und Qualitätssteigerung im deutschsprachigen Unterricht in Rumänien.

Der Verein unterstützt Fortbildungsveranstaltungen des ZfL, die Förderung eines modernen, realitätsbezogenen Unterrichts, die Arbeit deutschsprachiger Lehrkräfte, die Ausstattung von Räumen zu didaktischen Zwecken, die Zusammenarbeit des ZfL mit anderen Einrichtungen im Bereich der Fortbildung, die Förderung lebenslangen Lernens zunutze der Zivilgesellschaft.

Der **Leitungsrat** tagt grundsätzlich in den Monaten August, November und Juni. Die **Vollversammlung** wird für März/April einberufen.

Vereinsmitglieder:
Bottesch Martin
Câmpean Liliana
Crețulescu Radu
Goșa Marius
Hermann Adriana
Mihaiu Tita
Părăian Laura

Leistungen für Mitglieder
Mitglieder des CFCLG/ZFL-Vereins erhalten das Programmheft des ZfL und die Zett an ihre Privatadresse geliefert.
www.zfl.ro/verein
E-Mail: zfl.verein@gmail.com

Postanschrift:
Centrul pentru Formarea Continuă în Limba Germană
Asociația CFCLG/ZFL
str. Turismului 15
RO-550020 Sibiu
Tel./Fax: 0040-269-214154

Konto
Asociația CFCLG/ZFL
Banca Comercială Română S.A.
Sucursala Nicolae Bălcescu Sibiu

IBAN:
RO27RNCB0232141764510001
SWIFT: RNCBROBU

„Asociația CFCLG/ZFL“ -Verein

*Das **Schwerpunktthema** dieser Nummer:*
Lehrersein früher und heute

Wir fragten nach
Dreißig Jahre nach der Wende im Lehramt

In dieser Ausgabe führen wir unsere Interview-Reihe aus der Zett 36 fort. Fragen, die in der vorigen Ausgabe KollegInnen im Ruhestand beantworteten, stellten wir diesmal aktiven Erzieherinnen, Lehrerinnen und Lehrern, die der deutschen Minderheit angehören. Sie sind über 60, über 50, über 40 oder über 30 Jahre jung. Ob wir deutsch-muttersprachlichen Nachwuchs haben werden, bleibt offen.

Ob die Muttersprache nun Deutsch, Rumänisch oder Ungarisch ist, sprechen wir Lehrer allesamt auffallend negativ über unseren Beruf. Was würden wir doch alle gut unterrichten, wären da nicht die unmöglichen Schüler! Und vor allem ihre Eltern.

Warum sind wir Lehrer geworden und worin besteht unsere Aufgabe? Was ist Tag für Tag erfreulich im Kindergarten und in der Schule? Was ist in Rumänien trotz sämtlicher Probleme positiv? Darüber können wir ein Interview mit uns selbst führen. Die Texte der Zett 37 zeigen, da ist einiges, wofür es sich lohnt, Lehrer zu sein, Lehrer zu werden und an deutschsprachigen Einrichtungen in Rumänien zu arbeiten.

Es ist interessant zu erfahren, was unsere Interviewpartner in der eigenen Schulzeit (meist vor der Wende) als prägend erlebt haben, was sie als wertvoll schätzen und was sie sich für die Zukunft wünschen, da es doch für uns Lehrer auch darum geht, die Vergangenheit zu verstehen, Werte aufzugreifen und zu überdenken und, damit gerüstet, den Weg weiterer Generationen durch deutschsprachige Kindergärten und Schulen sinnvoll mitzugestalten. Wir dürfen nicht nur als Rädchen mitmachen, sondern sind gefordert, das Gefährt zu erhalten, zu warten, zu lenken.

Vom Siebenbürgischen Lehrertag in Kronstadt im Oktober 2018 veröffentlichen wir die beiden Eröffnungsreferate.

Thomas Şindilariu stellt die Frage nach der Verbindung der Schulodrnung, die 1543 für das Kronstädter Gymnasium erlassen wurde, zum damaligen Europa und beantwortet sie wie folgt: „In einer in geostrategisch-politischer Hinsicht alles andere als hoffnungsvoll einzustufenden Zeitspanne schließt die *Constitutio Scholae Coronensis* 1543 zunächst einen Prozess der Einbürgerung europäischen Bildungsgutes in Siebenbürgen ab. Umgekehrt war es auf dieser Grundlage in den anschließenden Jahrhunderten möglich, den Bildungsanschluss an Europa zu halten, den instabilen politischen Verhältnissen zum Trotz.“ Lesen Sie seine Ausführungen auf den Seiten 8-10.

Gerold Hermann befasst sich in seinem Beitrag mit den Stärken und Schwächen unseres Schulsystems. Ausgehend von den acht Schlüsselkompetenzen, die für lebenslanges Lernen vom Eurparat formuliert wurden, arbeitet er drei Kernprobleme des Lehrwesens in Rumänien heraus: Systemfehler, die keine Alternative zum Lyzeum mit Bakkalaureatabschluss ermöglichen; die schlechten Fortschritte im Lernen rumänischer Schüler laut PISA-Studie; die Diskrepanz zwischen Unterrichtszeit und Ansprüchen der Lehrpläne und bei Prüfungen. Auf den Seiten 4-7 finden Sie auch einiges über den gesellschaftlichen Hintergrund in Rumänien und über Möglichkeiten, die dem Lehrer zur Verfügung stehen, um problematische Situationen besser zu bewältigen.

Nichts zu den Lehrbüchern in dieser Ausgabe - obwohl das Thema hochaktuell bleibt.

Viel Freude beim Lesen wünscht

Ihr ZfL-Team

Tagung

Stärken und Schwächen

Beobachtungen in Rumänien, Deutschland und in der Schweiz

von ***Gerold Hermann****, ZfL*

Vortrag zur Eröffnung des 28. Siebenbürgischen Lehretages am 20.10.2018 in Kronstadt, Thema „Lernen in Europa“

I. Schlüsselkompetenzen und Hattie-Studie

Wenn wir in Europa über Lernen sprechen, so können wir die so genannten Schlüsselkompetenzen nicht umgehen. Das Europäische Parlament und der Rat verabschiedeten im Jahr 2006 die Empfehlung zu Schlüsselkompetenzen für lebenslanges Lernen. Sie sollten zur Entwicklung einer hochwertigen, zukunftsorientierten, allgemeinen und beruflichen Bildung beitragen, die auf die Bedürfnisse der europäischen Gesellschaft zugeschnitten ist. Diese Ideen wurden bei der Zielformulierung der Lehrpläne in Rumänien übernommen, sie stehen auch im Unterrichtsgesetz. An dem Konzept wird im Europarat weiter gefeilt. Die ursprüngliche Form beinhaltet 8 Punkte:

1. Muttersprachliche Kompetenz;
3. Mathematische Kompetenz und grundlegende naturwissenschaftlich-technische Kompetenz;
4. Computerkompetenz;
5. Lernkompetenz;
6. Soziale Kompetenz und Bürgerkompetenz;
7. Eigeninitiative und unternehmerische Kompetenz;
8. Kulturbewusstsein und kulturelle Ausdrucksfähigkeit.

Den zweiten Bereich habe ich absichtlich übersprungen: Fremdsprachliche Kompetenz! Da wären wir bei einem Kernpunkt unserer Tätigkeit, vom Kindergarten bis zum Bakkalaureat: **Förderung der Sprachkompetenz Deutsch**. Als Endziel unserer Arbeit könnten wir sorglos die Formulierung der EU-Fachleute übernehmen. Ich zitiere: „Die fremdsprachliche Kompetenz erfordert im Wesentlichen dieselben Fähigkeiten wie die muttersprachliche Kompetenz: Sie beruht auf der Fähigkeit, Konzepte, Gedanken, Gefühle, Tatsachen und Meinungen sowohl mündlich als auch schriftlich in einer angemessenen Zahl gesellschaftlicher und kultureller Kontexte (...) entsprechend den eigenen Wünschen oder Bedürfnissen ausdrücken und interpretieren zu können (Hören, Sprechen, Lesen und Schreiben). Fremdsprachliche Kompetenz erfordert außerdem Kapazitäten wie Vermittlungsfähigkeit und interkulturelles Verständnis.“ Und im Weiteren „Die fremdsprachliche Kompetenz erfordert Wortschatzkenntnisse und funktionale Grammatikkenntnisse sowie die Kenntnis der wichtigsten Arten der verbalen Interaktion und der Sprachregister. Wichtig ist auch die Kenntnis gesellschaftlicher Konventionen sowie kultureller Aspekte und der Variierbarkeit von Sprachen.“

Das sind - wenn wir an unsere Schüler denken - sehr hochgesteckte Ziele! Die genannten Fähigkeiten sollten sie im Alter von 16 Jahren bereits haben...

Niemand kann die konkreten Bedingungen, unter denen in verschiedenen Ländern gearbeitet wird, in einer sachlichen Betrachtung auslassen. Wenn wir aber der in Europa am häufigsten zitierten Studie des Neuseeländers John Hattie glauben wollen, dann erfahren wir, dass die Lehrperson für den Lernerfolg eine herausragende Bedeutung hat, und zwar sowohl hinsichtlich personaler Merkmale (wie pädagogische Überzeugungen bzw. Einstellungen), als auch hinsichtlich konkreter Verhaltensweisen. Bei einer Gegenüberstellung von Lehr- und Lernstrategien einerseits und strukturell-organisatorischen Maßnahmen andererseits kommt Hattie zum bemerkenswerten Schluss, dass Erstere (also die Fähigkeiten der Lehrer!) fast doppelt so wirksam sind wie die Rahmenbedingungen. Wer kennt nicht aus der eigenen Erfahrung heraus Situationen, in denen im gleichen Kindergarten oder an der gleichen Schule, also unter gleichen Voraussetzungen, dieselbe Altersgruppe, dieselbe Grundschulklasse oder dasselbe Fach von verschiedenen Lehrpersonen über Jahre hinweg mit ganz unterschiedlichen Ergebnissen betreut wurden?

Hattie erwartet von Lehrerinnen und Lehrern ein leidenschaftliches Handeln, sogar Liebe zu ihrem Beruf. Für ihn ist es selbstverständlich, dass Lehrerinnen und Lehrer die Lernvoraussetzungen und -möglichkeiten ihrer Schülerinnen und Schüler kennen. Dazu holen sie sich Rückmeldungen über ihren Unterricht und die dabei ausgelösten Prozesse bei den Lernenden. Gleichzeitig geben die Lehrpersonen beständig Rückmeldungen über Lernprozesse - mit Hinweisen, wo die Lernenden stehen, wie sie vorankommen und wie die nächsten Schritte aussehen sollen.

Hattie plädiert für Lehrpersonen in einer aktiven Rolle als Unterrichtsgestalter. Dieser Ansatz ist nicht gleichzusetzen mit dem häufig kritisierten lehrerzentrierten

Alle Ausgaben der Zett sind als pdf-Dokument im Netz zu finden. www.zfl.ro

Frontalunterricht. Für Hattie ist mit dem Ansatz ein breites Verhaltensrepertoire verbunden - unter Einsatz vielfältiger Strategien, mit hohen Erwartungen an die Lernenden, mit Zutrauen in die Fähigkeiten der Schülerinnen und Schüler, mit einer hohen Verantwortung für die Verstehens- und Lernprozesse, mit einer „fehlerfreundlichen" Ausrichtung, sowie mit einer positiven Beziehungspflege zwischen Lernenden und Lehrenden.

Ganz so neu sind die Essenz der Schlüsselkompetenzen oder die Schlussfolgerungen der Hattie-Studie in Siebenbürgen sicherlich nicht! Ich zitiere aus einem Interview mit einem Kollegen, der in kommunistischer Zeit die Schule in Agnetheln besucht hat: „Ich erinnere mich sehr genau an die Biologiestunden, die wir oft im Schulgarten oder auf der Wiese verbrachten, wo wir die nahe Umgebung erforschten oder Messungen der Wetterbedingungen in ein Heft eintragen mussten." Und weiter „Im Sportunterricht praktizierten wir im Laufe der Schulzeit alle damals beliebten Sportarten. Wir lernten die Regeln der Spiele und wurden oft als Schiedsrichter eingesetzt. Ich kann mich erinnern, wie stolz ich war, als ich mein Kärtchen erhielt, anhand dessen ich ein Basketballspiel meiner Kollegen pfeifen durfte. Dadurch wurden wir zum Einhalten von Regeln erzogen und uns wurde Verantwortung überlassen." Ein letztes Zitat: „Unsere Lehrer kannten den Begriff „Förderung der Sozialkompetenz" wohl nicht, sie verstanden aber ihr „Handwerk", arbeiteten ernst - es war eine Einstellung des Respekts vor der gewählten Berufsaufgabe und vor sich selbst! Ich lernte mehrere Musikinstrumente spielen (Akkordeon, Blockflöte, Gitarre), sang im Chor und war Mitglied der Tanzgruppe der Schule."

Da stoßen wir auf viele Punkte, die bei der Auflistung der Kompetenzen oder der erwähnten weltbekannten Studie als essentiell dargestellt werden! Das war eine siebenbürgische Schule in der nun wirklich unsäglichen Ceauşescu-Zeit. Vielleicht lief es nicht überall so, aber vielerorts ist im deutschsprachigen Schulsystem Rumäniens etwas, was ohne Frage wertvoll war, verloren gegangen.

II. Drei Kernprobleme des Lehrwesens in Rumänien

Das bisher Gesagte rechtfertigt unzulängliche Rahmenbedingungen natürlich nicht: Die Tatsache, dass es seit vielen Jahren für einige Fächer keine Lehrbücher gibt, ist nicht diskussionsfähig, weil man dazu nur eine einzige Meinung haben kann. Ebenso, dass wir kürzlich den 28. Wechsel an der Leitung des Unterrichtsministeriums seit der Wende hatten. Man könnte mit dem Thema der völlig überfüllten Klassenräume fortsetzen, über den Sinn von einstündigen Unterrichtsfächern oder den 12 Wochen Sommerferien (in der Schweiz sind es 5, in Deutschland 6) und dergleichen mehr debattieren. Mit den erwähnten und anderen zahlreichen Details muss jede Lehrperson irgendwie zurechtkommen, schwieriger wird es mit grundlegenden Aspekten unseres Unterrichtssystems. Im Folgenden möchte ich drei davon aus subjektiver Sicht erläutern:

1. Das ungelöste Hauptproblem sind nicht die Bestehensquoten bei den nationalen Prüfungen - die sehe ich als Effekt der existierenden Systemfehler. Ab der 5. Klasse wird von vielen Schülern das Falsche erwartet. Sie können - trotz chronischer Reform - ihre Fähigkeiten und Fertigkeiten nicht entwickeln, verlieren langsam jegliches Interesse. Dazu kommt die teils inexistente, teils kompromittierte oder schlecht funktionierende Berufsausbildung. Rumänien braucht qualifizierte Facharbeiter, die hervorragende Verdienstmöglichkeiten hätten. Andere Systeme 1:1 zu kopieren wäre grundfalsch, trotzdem finde ich es nicht uninteressant, dass in der Schweiz im Durchschnitt nur 20% einer Generation die Matura ablegt, weil die nicht mehr und nicht weniger als ein notwendiger Schritt für das Universitätsstudium ist. Die anderen 80% der jungen Leute erlernen zuerst einen Beruf und können später immer noch jedwelchen Bildungsweg beschreiten.

2. Studien von internationaler Organisationen werden von Verantwortungsträgern und gewissen Medien weitgehend ignoriert: Die OECD (Organisation für wirtschaftliche Zusammenarbeit und Entwicklung) organisiert seit dem Jahr 2000 im dreijährigen Turnus den so genannten PISA-Test (Programm zur internationalen Schülerbewertung) für 15-jährige Jugendliche. Das Ergebnis nach der ersten Durchführung hat in Deutschland ein kleines Erdbeben ausgelöst. In Rumänien, das konstant weitaus schwächere Ergebnisse hat, nicht. Rumänien belegte im Jahr 2015 Platz 48 von 72 teilnehmenden Ländern, mit der Schlussfolgerung, dass 42% der 15-Jährigen funktionale Analphabeten sind. Letzte Woche war in der rumänischen Presse nachzulesen, dass Erziehungsexperten der Weltbank der Meinung sind, die Schüler in Rumänien sitzen durchschnittlich 3 Jahre und 4 Monate umsonst in der Schule – das heißt, am Ende des Gymnasiums und des Lyzeums gibt es keine relevanten und messbaren Fortschritte bei einem Durchschnittsschüler, bei einigen fehlt jegliches Interesse, andere konzentrieren sich aus-

schließlich auf die Vorbereitung der nationalen Prüfungen.

Zurück zur Pisa-Studie: Bei einer Fortbildung hatten die teilnehmenden Lehrer, die mit Aufgaben aus dem naturwissenschaftlichen Bereich konfrontiert wurden, auch nicht gerade eine konstruktive Haltung: Sie konnten mit den Formulierungen wenig anfangen - das lag aber natürlich nicht an ihnen selber, sondern - soweit die geäußerte Meinung - daran, dass die Aufgaben unklar oder unwissenschaftlich formuliert waren. Bei meinen Neuntklässlern waren die Ergebnisse einer Übung mit Pisa-Themen zumindest interessant: Brave „Auswendiglerner" mit höchsten Durchschnittsnoten schnitten sehr schlecht ab, denkende (oft auch querdenkende) „Faulpelze" viel besser.

Eine Studie der gleichen OECD, auch im Internet zu finden, bescheinigt Rumänien ein völlig ineffizientes, weil wenig relevantes Evaluationssystem, das die Chancengleichheit nicht sichert. Die gesamte Aufmerksamkeit der lernwilligen Schüler und interessierten Eltern sei nicht auf die konstante Entwicklung fokussiert, sondern das Ziel seien die großen Jahres- und Prüfungsnoten. Viele von uns kennen die Vorgaben der externen Evaluation („ARACIP") - darüber möchte ich jetzt nichts sagen.

3. Meine Schlussfolgerungen im letzten Punkt gehen von der Situation im Fach Chemie aus - ich glaube aber nicht, dass es ein Einzelfall ist: Schlüsselkompetenzen und die vorgegebenen allgemeinen Ziele sind im Einklang, jenseits davon sehe ich aber nur Diskrepanzen. Die zu kleine Zahl der Wochenstunden (2, maximal 3), die umfangreichen Inhalte, die Abiturthemen, die Anforderungen bei Aufnahmeprüfungen an Universitäten - meinem Empfinden nach, passt da nichts zusammen. Ich hätte überhaupt keine Schwierigkeit, zu verstehen, dass es für Schüler der Klassen 11. und 12., die keine Prüfung in Chemie ablegen wollen, gar keinen Unterricht mehr in diesem Fach gibt. Ich kann aber nicht verstehen, wie es möglich ist, die jetzigen Anforderungen des Chemie-Bakkalaureats in einem zweistündigen Fach aufrecht zu erhalten und dabei auch noch vom Lehrer zu erwarten, dass er die vorgegebenen allgemeinen Ziele verfolgt, die mit den Bakk-Themen kaum im Einklang sind.

III. Gesellschaftlicher Hintergrund der deutschsprachigen Schulen

Mindestens so relevant wie der institutionelle Rahmen scheint mir der facettenreiche gesellschaftliche Hintergrund: Viele Schulen in Deutschland können von dem allerhöchsten Interesse der Eltern am Vorwärtskommen der Kinder und Jugendlichen, wie bei den Klassen, in denen wir tätig sind, nur träumen. Eine Kollegin aus Deutschland, meinte nach achtjähriger Tätigkeit in Schäßburg in einem Interview: „Es ist alles viel weniger mit überflüssigem Stress behaftet (als in Deutschland). Das Miteinander von Schülern und Lehrern ist deshalb viel herzlicher und offener". Zur Arbeit der gleichen Kollegin sagte eine Mutter allerdings: „Die Schüler mussten lernen, dass es Regeln gibt, die von allen eingehalten werden müssen. Sie haben gelernt, Verantwortung zu übernehmen und Konsequenzen zu tragen. In unserer Gesellschaft leider keine Selbstverständlichkeit." Die Schüler haben es aber - so verstehe ich die Aussage - gelernt.

Die Berichte unserer Absolventen bei den Klassentreffen 10 Jahre nach dem Bakkalaureat über ihren beruflichen Werdegang sind beeindruckend - unabhängig von dem Land, in dem der Lebensmittelpunkt der ehemaligen Schüler liegt. Übrigens: Im Falle der Hermannstädter Brukenthalschule lebt nach 10 Jahren die Hälfte der ehemaligen Schüler im Ausland.

IV. Auch bei uns im Mittelpunkt: der Lehrer

Ich glaube, Vergleiche zwischen Ländern und Schulen haben nur dann einen Sinn, wenn man versucht, offen die Situation im jeweiligen Gesamtkontext zu verstehen, ohne in schwarz-weiß-Malerei zu verfallen. Und dann natürlich im nächsten Schritt ruhig und detailfreudig überlegt, was man vom Positiven übernehmen kann, so dass es genau für die eigenen Kinder und Jugendlichen, in der eigenen Gruppe oder Klasse besser wird. Im Folgenden eine strikt subjektive Auswahl von Problemfeldern in unseren Schulen, deren Bewältigung hauptsächlich vom Lehrer abhängig ist. Den idealen Lehrer gibt es ebenso wenig wie den idealen Schüler oder das ideale System. Deshalb habe ich mir die Frage gestellt, was ich deutschsprachigen Referendaren aus Rumänien gerne vermitteln würde, wenn ich für deren Ausbildung zuständig wäre - natürlich, wenn es sowas wie Referendarausbildung - meiner Auffassung nach dringend nötig! - überhaupt bei uns geben würde.

1. Der Lehrer sollte sich der Notwendigkeit, ein vorbildliches Verhalten an den Tag zu legen, dauernd bewusst sein. Er kann und muss nicht perfekt sein, aber eine klare, argumentierte und nachvollziehbare Linie fahren. Einziges Beispiel: Wenn der Lehrer selber Handyanrufe während der Unterrichtsstunde entgegennimmt, so ist er mit einer diesbezüglichen Forderung, wie auch bei anderen, vom Start her unglaubwürdig. Die Zuverlässigkeit des Lehrers und der Schüler darf nicht Nebensache sein.

2. Der Lehrer hat klare Forderungen zu formulieren, die sich an den Schlüsselkompetenzen, den allgemeinen Zielen und natürlich an den Inhalten der Lehrpläne orientieren. Hand in Hand damit sollte eine transparente und objektive Notengebung einhergehen, welche den Riesenunterschied zwischen hervorragender Leistung auf 10 und einem milden „genügend" eine Differenz von 5 Notenpunkten anzeigt, während konsequente Leistungsverweigerung nicht mit 5 honoriert werden darf. Gegenwärtig stimmt die Noten-Hierarchie innerhalb einer Schule oder Klasse, sie ist aber für Eltern und Schüler nichtssagend (Zitat: „Cum nu ştie copilul germană, dacă are 9?). Für viele Schüler und Eltern heißt lernen immer noch, Inhalte speichern und wiedergeben - und das irgendwie. Da sollte der Lehrer ein Umdenken fördern.

3. Unsere Schüler müssten im Unterricht mehr sprechen. Jeder Lehrer sollte sie stetig dazu ermutigen, letztendlich auch zwingen und Möglichkeiten finden, die mündlichen Unterrichtsbeiträge auch in die Durchschnittsnote einfließen zu lassen. In Deutschland muss jeder Lehrer Noten auf Mitarbeit (nicht Bestellen, sondern Mitarbeit!) eintragen, die bis

zu 50% der Gesamtnote ausmachen. So z.B. gibt es in Baden-Württemberg neben „Leistungsnoten“ auch „Noten für Verhalten und Mitarbeit“. Unter „Verhalten“ versteht die Notenbildungsverordnung sowohl „das Betragen im allgemeinen“ als auch die Fähigkeit und Bereitschaft zur Zusammenarbeit. Mit „Mitarbeit“ ist der erkennbare Arbeitswille gemeint. Mit der mangelnden Sprechübung, der (bis zum gewissen Punkt verständlichen) Unsicherheit in der Verwendung der deutschen Sprache geht bei uns auch die unpassende Lautstärke einher. Bei mündlichen Antworten oder einer Präsentation oft unverständlich leise, im öffentlichen Raum ebenso wie in der privaten Kommunikation viel zu laut.

4. Den Heften der Schüler sollte größte Aufmerksamkeit geschenkt werden - nicht nur, weil es oft keine entsprechenden Lehrbücher gibt. Das heißt wieder, klare Regeln, klare Forderungen, Kontrolle (Korrektur!) und Maßnahmen (zum Beispiel Verbesserungen schreiben!).

5. Jeder Lehrer sollte unzivilisiertes Benehmen konsequent ahnden. Es beginnt bei dem, was auf, in und unter der Bank beim Weggehen liegen bleibt und geht bis zu offensichtlichem Mobbing oder planmäßigem Stören des Unterrichts. Der Lehrer sollte für die Durchsetzung von verbindlichen Benimm-Regeln die Kraft aufbringen, auch wenn bei Schülern meist die Gruppensolidarität über Ehrlichkeit oder Gerechtigkeit siegt, auch wenn von Seiten der Eltern und der Schulleitung statt der erwarteten Unterstützung Gegenwind kommt.

6. Die Eigenverantwortung der Lernenden ab der 5. Klasse muss Eltern vermittelt und Schülern anerzogen werden. Jeder Jugendliche hat das Recht, überall die Grenzen auszuloten, aber der Erzieher müsste diese sinnvoll setzen und den Schülern helfen, ein realitätsbezogenes Selbstbild zu entwerfen. Ich zitiere aus dem Leitbild unserer Partnerschule aus Luzern: „Unsere Schülerinnen und Schüler übernehmen weitgehend Verantwortung für den eigenen Lernfortschritt“ und weiter „Schülerinnen und Schüler sind mitverantwortlich für den Unterricht“.
Also nicht die Schule oder der Privatlehrer sind für den Fortschritt zuständig, sondern die Schüler selber - ich kenne kein Schuldokument in Rumänien, welches Ähnliches beinhaltet.

7. Es liegt an uns Lehrern, so zu agieren, dass schulische Arbeit für keinen Schüler, weder für besonders Intelligente, noch für Lernschwache oder zeitweilige Lernverweigerer zur Nebenbeschäftigung wird.

V. Positiv denken!

Ich schließe mit der Überzeugung, dass unser beruflicher Erfolg natürlich von unserem Arbeitseinsatz, aber auch von unserer Fähigkeit, Positives bewusst wahrzunehmen, abhängt. Das beginnt schon bei den Rahmenbedingungen: Unser deutschsprachiges Kindergarten- und Schulnetz fußt auf einer äußerst minderheitenfreundlichen Gesetzgebung in Rumänien!

Eine Lehrerin aus dem Burzenland schrieb nach einem Erasmus-Aufenthalt in Finnland: „Ich beende meine Gedanken mit der Hoffnung, dass viele von uns beginnen werden, zuzuhören, zu sehen, zu verstehen, dass auch bei uns im Land vieles gemacht werden kann, dass wir auch wertvoll und fähig sind, dass wir auch Rechte haben und dass der Weg zum Erfolg eigentlich nicht so lang ist. Die Änderung hängt von jedem Einzelnen von uns ab, anfangs mit kleinen, schüchternen Schritten, später stolz, so wie wir es verdienen.“

Diesen Gedanken schließe ich mich an! ●

2018 und 2019 feiern wir 20 Jahre Zentrum für Lehrerfortbildung in deutscher Sprache Mediasch (ZfL), 10 Jahre Deutsch-Lernwerkstatt im ZfL (DLW) und 5 Jahre Verein „Asociația CFCLG/ZFL“.
Zum ZfL-Jubiläum im Herbst 2018 erschien die Zett 36.
Alle Teilnehmer am Lehrertag erhielten sie bei der Eröffnungsveranstaltung.
Mit einer Fortbildung zum Thema „Technik und Medien“ am 23.02.2019 wurde an die Einrichtung der DLW-Räume (Turismului Str. 15, Hermannstadt) vor 5 Jahren erinnert. Aufkleber zum DLW-Jubiläum schmückten die Tische.
Am 11.03.2019 fassten wir in der Vollversammlung des Vereins die erfolgreiche Tätigkeit der vergangenen fünf Jahre zusammen.

Tagung

Constitutio Scholae Coronensis von Johannes Honterus

Die älteste Schulordnung im Donau-Karpaten-Raum - ein Aufbruch nach Europa?

von **Thomas Șindilariu**, *Demokratisches Forum der Deutschen in Kronstadt und Archiv der Honterusgemeinde*

Mit folgenden Worten begrüßte der Autor dieses Textes die Teilnehmer des 28. Siebenbürgischen Lehrertages in Kronstadt am 20.10.2018: „Herzlich willkommen in der Aula der Școala medie mixtă nr. 2 cu predare în limba germană! So hätte das in den Jahren des Stalinismus heißen müssen, als die Honterusschule hier in der Șaguna-Schule, die selbst nicht ihren eigentlichen Namen tragen durfte, zu Gast gewesen ist. Die 1913 neu gebaute Honterusschule war nach dem Krieg Spital geworden und ist es heute noch. In deren Aula hätte unsere Versammlung zwei Mal Platz gehabt. Die Verwandlung der neuen Honterusschule in ein Spital ist nicht mehr rückgängig zu machen gewesen, was allgemeine Enge, etliche technische Probleme für die heutige Honterusschule, aber auch unser heutiges Ausweichen hierher zur Folge hat."

Ich begrüße Sie herzlich im Namen des Ortsforums Kronstadt und aller die hier vor Ort zum Gelingen des Lehrertages beigetragen haben. Wir freuen uns, Ihnen das druckfrische Kindersachbuch „Die Johannes-Honterus-Geschichte" übergeben zu können. Die Idee dazu entstand auf dem 27. Lehrertag in Mühlbach/Sebeș, Kreis Alba.

Ob die Schulordnung, die 1543, also vor 475 Jahren für das Kronstädter Gymnasium unter dem lateinischen Titel *Constitutio Scholae Coronensis* erlassen wurde, ein Aufbruch nach Europa war, soll im Folgenden eingehender beleuchtet werden.

Johannes Honterus hat sich selten unterschrieben, eigentlich hat er keines seiner Bücher unter seinem Namen herausgegeben. Er gab sich lediglich mit seinem Druckerzeichen zu erkennen, das seit gut einem Jahr auch auf dem Briefkopf der Honterusschule zu sehen ist. Den Entwurf dazu hat mein Kollege im Archiv, Bernhard Heigl erstellt - es ist im Übrigen eine der ersten Wurzel-Darstellungen des Kronstädter Kronen-Wappens.

Allenfalls mit seinem Monogramm I.H.C. - *Ioannes Honterus Coronensis* - hat er auf seinen Landkarten „unterschrieben". Aus den städtischen Rechnungen jener Zeit und aus den Briefen der Wittenberger Reformatoren geht mit ausreichender Klarheit hervor, dass Honterus selbst die treibende Kraft bei der Erneuerung der Kronstädter Schule und der anschließenden kirchlichen Reformation gewesen ist. Zweifel daran konnten bei noch so wissenschaftlichem Herangehen bislang nicht überzeugen.

Damit ist also trotz fehlender Honterus-Unterschrift und auch des fehlenden Originals der Schulordnung von 1543 Honterus ihr Verfasser. Einen ersten Aufbruch nach Europa haben wir zunächst in der Zeitspanne 1520-1525 zu verzeichnen, einen persönlichen, als der junge Honterus in Wien in der Artistenfakultät studierte (und zwar die Sieben freien Künste). Während dies ein gewöhnlicher Studienaufenthalt war, gab es im Jahr 1529 einen möglichen weiteren Aufbruch, den man eher als einen „nach Europa" bezeichnen kann. Im Herbst des Jahres 1529 tauchten Honterus und ein weiterer gebildeter Kronstädter in Regensburg als *exules*, also als Flüchtlinge, eher Verbannte auf. In jener Zeitspanne hätte man vor den osmanischen Truppen, die sich anschickten Wien zu belagern fliehen können, oder man musste aufgrund politischer Differenzen mit der Führung seiner Heimatstadt ins Exil gehen. Anlass zu unüberbrückbaren Differenzen hatte es damals in Kronstadt durchaus gegeben und diese hatten mit der Zugehörigkeitsfrage zu Europa durchaus zu tun. Es ging jedoch damals nicht um den europäischen Gedanken, wie wir ihn heute erleben, dennoch, damals wie heute, stand die Region am Scheideweg zwischen Okzident und Orient. Die Lage war trotz des osmanischen Vordringens noch unentschieden.

Infolge der schweren Niederlage Ungarns in der Schlacht bei Mohács, in der auch der König 1526 sein Leben verloren hatte, rangen zwei gewählte Könige um das Erbe, der „einheimische" Johann Szapolyai und der „auswärtige" Ferdinand von Habsburg, der über die Wahl hinaus auch Erbverträge vorlegen konnte. Siebenbürgen und zunächst auch die Siebenbürger Sachsen standen auf der Seite Szapolyais. Insbesondere letztere ließen sich jedoch ins habsburgische Lager hinüber ziehen. Dies war die Lage, als es am 22. Juni 1529 zur Niederlage der habsburgischen Partei in der Schlacht bei Marienburg/Feldioara kam. Da es ohnehin Spannungen zwischen Hermannstadt und Kronstadt gab - hätte es denn anders sein können? - nutzte der Kronstädter Stadtrichter Lucas Hirscher die Gelegenheit, die Seiten zu wechseln und aus der habsburgischen Koalition auszuscheren. Aus den zeitgenössischen Quellen erfahren wir, dass die Schuld an der Niederlage bei Marienburg der mangelnden Disziplin einer jugendlichen, habsburgfreundlichen Gruppe von Hitzköpfen zuzuschreiben sei. Sollte Honterus dazu gehört haben und sich nun deshalb im Exil aufhalten müssen? Möglicherweise. Aufgrund seiner Bildung und seines geographischen Wissens konnte er sich als „Auswanderer" im europäischen Westen persönlich durchaus Chancen ausrechnen.

1530, Honterus war bereits in Krakau, hielt sich der Stadthann Kronstadts, also der zweite Mann in der Stadtführung, Johannes Fuchs, ebenfalls dort auf. Es muss zur grundlegenden vorausschauend-analysierenden Begegnung der beiden gekommen sein. Ich traue mich sogar zu sagen, dass ohne diese Begegnung, Honterus wohl wie so mancher andere nie wieder nach Kronstadt zurückgekehrt wäre. Das katholische Krakau war nicht länger der rechte Aufenthaltsort, es galt, sich umzusehen in Europa. Honterus machte sich auf ins Mekka der Schwar-

zen Kunst, der Druckerkunst und das war damals Basel. Hier brachte er seine berühmte Siebenbürgen-Karte 1532 heraus. Sie ist ein Schlüsseldokument, für die Kartographie, aber auch für unsere Europa-Aufbruch-Frage.

Zentral sind dafür die mittige Widmung an den Hermannstädter Senat, sowie die beiden Verstexte rechts und links davon.

Honterus spricht darin unter anderem von Freundschaft und Ehre, die er bei Fremden in der Ferne gesucht habe. Er hält fest, dass sein bisheriger Entschluss von Gott nun ins Gegenteil verkehrt worden sei, er nicht wisse, auf wen er noch bauen solle und dass der Freund, was immer ihm für sein Anliegen einen günstigen Fortgang zu verheißen scheine, mit Furcht auf das Ende hin zu bedenken sei.

Viel Kopfzerbrechen haben diese knapp wiedergegebenen Versinhalte, die durchaus auch wirr erscheinen, in der Forschung verursacht. Überzeugend in meinen Augen hat sie erst Erich Roth vor bald sieben Jahrzehnten gedeutet, nämlich in Verbindung mit der Widmung an die unter enormen Opfern immer noch habsburgtreue Hermannstädter Stadtführung, und zwar als eine Aufforderung, die Illusion der unmittelbaren Zugehörigkeit zum westeuropäischen Raum und zum deutschen Sprachraum aufzugeben und sich in die örtlichen Gegebenheiten zu fügen.

Erst der Topos der Heimberufung durch den Kronstädter Rat, die sich 1533 ereignete und die in allen zeitgenössischen Chroniken festgehalten wird, macht deutlich, dass es der öffentlich vollzogenen Kehrtwende auf der Siebenbürgen-Karte bedurfte, um nicht länger als Verbannter eingestuft zu werden und heimkehren zu können.

Würden wir heute zu Honterus aufschauen, ihm sein Denkmal gönnen, wenn er sich mit einem einfachen Fügen ins Unvermeidliche zufriedengegeben hätte? Gewiss nicht. Seinen persönlichen Aufbruch nach Europa musste er aufgeben. Er musste auch erkennen, dass Siebenbürgen die direkte Zugehörigkeit zu Kerneuropa für den Moment und auf absehbare Zeit nicht wird behalten können. Im Gegenzug verstand er es jedoch zumindest ein Stück von Europa, und zwar ein wesentliches, nach Siebenbürgen zu bringen. Die Zeit seit der Zusammenkunft 1530 mit Johannes Fuchs in Krakau hatte Honterus genutzt, um die Entwicklung der Reformation und die Erneuerung der Schulen im deutschen Sprachraum näher kennenzulernen. Die Vorlagen zu seinem Reformationsbüchlein und der Schulordnung, beide aus dem Jahr 1543, weisen nach Nürnberg. Einen direkten Beleg für die Anwesenheit von Johannes Honterus in Nürnberg gibt es (noch) nicht, aber der erste und zweite Teil seiner Schulordnung, die Studienordnung und die Schulgesetze, weisen beispielsweise große Übereinstimmung mit den *leges scholastices* von Sebald Heyden aus dem Jahr 1530 auf.

Der Buchdruck, den Honterus in der Heimat entfaltete, lässt bis zum Jahr 1539 erkennen, dass der Buchbedarf für den Betrieb eines humanistischen Gymnasiums damit abgedeckt wurde. 1541 folgten bauliche Maßnahmen an Schulgebäuden. Es schließen sich beträchtliche Investitionen der Stadt in Buchanschaffungen an - in der Höhe des Wertes eines Hauses am Marktplatz! Ja, es wurde 1547 sogar ein eigener Bibliothekszweckbau errichtet.

Die Ausrichtung des Buchdruckes, den man treffender als Schulbuchdruck bezeichnen könnte, lässt erkennen, dass auf dessen Grundlage am neuen Gymnasium das Trivium und das Quadrivium, also alle Fächer des an sich universitären Bildungskanons der Sieben freien Künste in einem ersten Durchgang abgedeckt werden konnten. Damit ist das Gymnasium zwischen der bisherigen Stadtschule und einer Universität einzuordnen. Dadurch wirkte das europäische Bildungsmodell in Siebenbürgen in die Breite, was Verwaltung, Rechtspflege und Wirtschaft entscheidend voranbrachte. Etliche studierten anschließend nach wie vor im Ausland, aber sie waren künftig keine vereinzelten Träger außerordentlichen Wissens mehr, sondern sie hatten in der Heimat ein Umfeld, das über höheres Grundlagenwissen verfügte.

Der dritte Teil der *Constitutio Scholae Coronensis* handelt vom Coetus. Darunter ist ein der Organisationsform der Stadtrepublik angepasste Schülerselbstverwaltung, ein Schülerstaat, zu verstehen, in dem die bürgerlichen Formen der Selbstorganisation eingeübt wurden. Ob es dabei um eine Übernahme des Schulcoetus, wie ihn Valentin Friedland, genannt Trotzendorf, in Schlesien eingeführt hatte, lässt sich bislang nicht nachweisen. Einiges spricht auch dafür, dass der Coetus auf einheimischen organisatorischen Formen aufbaute.

Wenn wir in unsere Betrachtung noch mit einbeziehen, dass im Fürstentum Siebenbürgen im 16. und 17. Jahrhundert mehrfach auf die Errichtung einer eigenen Universität in Siebenbürgen verzichtet wurde, da der Kontakt zu den ausländischen universitären Zentren für die Entwicklung des Landes von zentraler Bedeutung sei - was im Übrigen auch in die Verfassungsgesetze des Fürstentums mit aufgenommen wurde - so ist die Eingangsfrage nach dem Aufbruch nach Europa wie folgt zu beantworten: In einer in geostrategisch-politischer Hinsicht alles andere als hoffnungsvoll einzustufenden Zeitspanne schließt die *Constitutio Scholae Coronensis* 1543 zunächst einen Prozess der Einbürgerung europäischen Bildungsgutes in Siebenbürgen ab. Umgekehrt war es auf dieser Grundlage in den anschließenden Jahrhunderten möglich, den Bildungsanschluss an Europa zu halten, den instabilen politischen Verhältnissen zum Trotz.

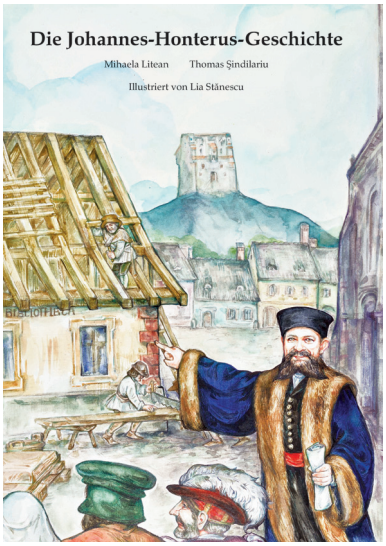
Daran kann man sich auch heute ein Beispiel nehmen. Hoffentlich werden wir dies angesichts der unvorhersehbaren Entwicklungen auch nicht wieder tun müssen.

Inhaltlich ist aus der Schulordnung von Honterus neben etlichen modernen Aspekten wie Sport und Theaterspiel vor allem eines zu entnehmen: ein auf der Reformation und der humanistischen Bildung fußender Schulethos. Die klassische Bildung in der lateinischen und griechischen Sprache hatte absoluten Vorrang, da sie den Zugang zur weiten Welt der Bildung in Europa erst ermöglichte. Es wurde darauf geachtet, dass in der Schule Latein gesprochen wurde und zwar nicht nur im Unterricht, sondern als nach außen sichtbares Erkennungsmerkmal der Bildungsanstalt. Das war nicht nur an

den städtischen Gymnasien damals der Fall sondern, wie uns die Schulordnung aus dem Jahr 1593 aus Deutsch-Kreuz/ Criț zeigt, auch in kleinen Orten mit damals nur ca. 60 Bauernhäusern! Latein war in der Schule zu sprechen, die Benützung des Deutschen war verboten, im Unterricht wie in den Pausen!

Wie einst das Lateinische die Schulsprache war, würde ich mir wünschen, dass aufgrund eines vergleichbaren Schulethos das Deutsche wieder zur umfassenden Schulsprache wird und nicht allein Unterrichtssprache bleibt - das tut nicht weh und es wäre etwas, worauf wir gemeinsam stolz sein können. Von den Schülern (und Eltern) höre ich nämlich, dass sie sich genau dies von ihren Lehrern eigentlich wünschen, nämlich, dass sie in dieser Hinsicht voran gehen. Das mag zunächst utopisch klingen, dessen bin ich mir wohl bewusst. Unsere Schüler bringen das Deutsche von zu Hause kaum noch mit, aber war das zurzeit von Honterus anders? Sprach jemand in Kronstadt zu Hause Latein? Gewiss nicht.

Das Utopische fällt in dem Moment ab, wo man sich an die Verwirklichung macht. Versuchen wir es also weiter und mehr noch als bisher, ohne Scheu und falsche Scham vor Fehlern. Man muss nur reden, reden, reden, im Lehrerzimmer, in der Pause, im Schülergespräch…, Honterus würde es gewiss freuen. ●



Das Kindersachbuch „Die Johannes-Honterus-Geschichte“, Kronstadt, Aldus 2018, Titelblatt des Heftes.

Exkursionen mit Lehrern und Schülern

Schulinterne Fortbildung der Brukenthalschule

Am Wochenende 2.-4. November 2018 fand in Sălciua, Kreis Alba, das Seminar zum Thema „Förderung von Kommunikation in deutscher Sprache durch Vorbereitung, Durchführung und Nachbereitung von Schülerexkursionen“ statt. Es nahmen daran insgesamt 36 Lehrer des Hermannstädter Samuel-von-Brukenthal-Gymnasiums sowie die beiden Referenten Angela und Bernd Schumacher teil, deren Reise- und Aufenthaltskosten von der Donauschwäbischen Kulturstiftung des Landes Baden-Württemberg übernommen wurden. Die gesamte Aktion stand unter einem glücklichen Stern:

- Angela und Bernd Schumacher waren nicht nur fachlich kompetente Seminarleiter, sondern auch mit dem Herzen voll dabei - sie haben 3 Jahre in Rumänien sehr erfolgreich unterrichtet und gingen dann aus familiären Gründen zurück in den Schuldienst nach Deutschland;
- die hohe Teilnehmerzahl ermöglichte es, dass unsere Gruppe alle 20 Zimmer der Pension besetzte und demnach „unter sich“ war, was eine flexible und sehr intensive Programmgestaltung ermöglichte;
- wegen Terminschwierigkeiten konnte die Veranstaltung nur Anfang November angesetzt werden. Die Bedenken, was das Wetter betrifft, waren unbegründet, so dass man die interessante Karstlandschaft des Trascău-Gebirges („Huda lui Papară“, Westkarpaten) entsprechend dem Seminarthema bei spätsommerlichen Bedingungen voll einbinden konnte.

Gerold Hermann

Interview

„Hört ein Lehrer auf, sich weiterzubilden, so wird sein Unterricht nicht auf Dauer gut sein können!“ Gespräch mit Martin Bottesch (65)

*von **Gerold Hermann**, Brukenthalgymnasium Hermannstadt und ZfL*

Martin Bottesch, 1953 in Großpold geboren, unterrichtet im Schuljahr 2018-2019 Mathematik in den Klassen 10 A, 11 A und 12 A (Fachrichtung Mathematik-Informatik) und 12 C (Fachrichtung Naturwissenschaften) der Hermannstädter Brukenthalschule. Im Bildungsbereich verfolgt er die Gesamtproblematik des deutschsprachigen Lehrwesens in Rumänien vom Kindergarten bis zum Bakkalaureat und sucht in Zusammenarbeit mit den Schulkommissionen des Siebenbürgen- und des Landesforums Lösungen. Das reicht von dem chronischen Mangel an Lehrbüchern über die ständigen Veränderungen der ministeriellen Bestimmungen bis hin zur Attraktivität des Lehrberufs. Martin Bottesch ist Vorsitzender des Demokratischen Forums der Deutschen in Siebenbürgen und gewählter Kreisrat. 2004 erschien das mittlerweile mehrfach neu aufgelegte Lehrbuch „Geschichte und Traditionen der deutschen Minderheit in Rumänien“ für die 6. und 7. Klasse der Schulen mit deutscher Unterrichtssprache in Rumänien, bei dem Martin Bottesch einer der fünf Autoren ist und auch die Gestaltung von Text und Graphik besorgt hat. In Zusammenarbeit mit Dr. Ulrich A. Wien veröffentlichte Martin Bottesch 2011 die Orts-Monographie „Großpold – ein Dorf in Siebenbürgen“ als großformatigen Bildband.

GH: Es heißt „Einmal Lehrer - immer Lehrer“. Wo und wann begann deine Laufbahn?

MB: Im Lyzeum in Mühlbach 1978, wo ich Mathematik und zuweilen auch Physik unterrichtete. Im Jahr 1992 kam ich ans Brukenthalgymnasium.

GH: Der Mathematikunterricht da war keineswegs deine einzige Priorität. Du hast dich im Namen des Demokratischen Forums der Deutschen in Rumänien entscheidend für die Gründung des Zentrums für Lehrerfortbildung in deutscher Sprache Mediasch eingesetzt...

MB: Ja, meine Lehrerkarriere war nicht ganz typisch: Sechs Jahre, und zwar 1998-2004, hatte ich die Leitung des Zentrums für Lehrerfortbildung inne, danach war ich acht Jahre lang Vorsitzender des Kreisrats Hermannstadt. Da ich während dieser Zeit keinen Unterricht hatte und vorher als Leiter des ZfL nur wenige Wochenstunden, bedeutet das eine 14-jährige Unterbrechung der Tätigkeit als Lehrer.

GH: Das war eine alles andere als leichte Lehrer-Auszeit...

MB: Die Erfahrung, die ich damals gemacht habe, möchte ich heute nicht missen. Das ZfL, welches nun sein 20-jähriges Bestehen gefeiert hat, musste aufgebaut und in Gang gebracht werden. Hierbei war die deutsche Fachberatung ein wichtiger Partner. Engagierte Mitarbeiter konnten gefunden werden, die in die Fortbildungsarbeit aufgrund ihrer Erfahrung als Lehrer einstiegen und sich in kurzer Zeit zu Methodikern weiterbildeten. Auch nachdem der Zauber des Anfangs entschwunden war, blieb die idealistische Einstellung des Teams erhalten, vor allem dessen Überzeugung, dass der Unterricht besser werden könne und dass man als Fortbildner dazu beitragen kann. Übrigens war angesichts des Rückgangs der Verwendung der deutschen Sprache in Rumänien die Notwendigkeit der Fortbildung in dieser Sprache offensichtlich. Die weite Streuung des Netzes deutschsprachiger Schulen und dessen geringe Dichte machten die Aufgabe nicht einfach. Man hat mehr und mehr von zentralen Fortbildungsveranstaltungen abgesehen und ist zu regionalen übergegangen.

GH: Für die Leitung des ZfL warst du vorbereitet, es war nicht zuletzt deine Überzeugung, dass es dieses Zentrum braucht. Beim Einstieg in die Politik war das wohl nicht ganz so, oder?

MB: Das Amt des Kreisratsvorsitzenden kam für mich überraschend. Es hing mit dem besonderen Wahlerfolg des Deutschen Forums im Kreis Hermannstadt im Jahr 2004 zusammen, nach dem ersten Bürgermeistermandat von Klaus Johannis. Da hatte ich plötzlich unvergleichlich mehr Verantwortung als vorher, war zum Politiker mutiert, als solcher stets mit Presse und Öffentlichkeit in Kontakt.

Martin Bottesch
Mathematiklehrer am Brukenthalgymnasium Hermannstadt, Vorsitzender des Regionalverbands Siebenbürgen des DFDR

Eingewöhnungszeit gab es keine, der Kreisrat war eine längst bestehende, sich in Funktion befindende Institution, da ging es um die Verwaltung von Straßen, Flughafen, Kultur- und Sozialeinrichtungen, Sonderschulen, später auch der Krankenhäuser, um die Zusammenarbeit mit den Stadt- und Gemeindeverwaltungen und anderes. Der Eintritt Rumäniens in die EU war in Vorbereitung, die Verwaltung hatte sich darauf einzustellen. Im Eintrittsjahr 2007 war Hermannstadt zudem europäische Kulturhauptstadt, ein Ereignis, an dessen Gestaltung neben der Stadt als Hauptausrichter auch der Kreisrat beteiligt war.

Die Verwaltung des Kreises Hermannstadt sah sich etwa ab dem Jahr 2005 in der Lage, mehr und größere Projekte in Angriff zu nehmen als es in den vorangegangenen Jahren seit der Wende möglich war. Durch die wirtschaftliche Entwicklung, die ab dem Jahr 2000 in Rumänien, besonders aber auch in Hermannstadt eingesetzt hatte, war mehr Geld vorhanden. Wir konnten Projekte fertigstellen, die schon vor einem Jahrzehnt begonnen worden waren, aber aus Geldmangel immer wieder stockten: die Brücke über den Alt bei Turnu Rosu, den Ausbau des Thaliasaals, den Bau eines neuen Gebäudes für die Kreisbibliothek Astra. Dann kamen neue Bauarbeiten hinzu. Das größte Projekt war bei weitem der Neubau des Flughafens.

GH: … der zum Katalysator für die sprunghafte Entwicklung der Stadt werden sollte - auch wenn viele Leute das nicht verstanden haben.

MB: Der Flughafen war schon seit Jahren ein ständiges Thema der Hermannstädter Lokalpolitik gewesen. Aus Mangel an Geld hatte man aber nur Flickarbeiten durchgeführt. Nun war der Flughafen auch ein Punkt auf dem Wahlprogramm des Forums im Jahr 2004 gewesen, so dass mich das Thema bereits in den ersten Monaten meines Mandats beschäftigte. Bürgermeister Johannis hatte die finanzielle Unterstützung der Stadt zugesagt. Heute würde ich das Projekt als ein wagemutiges bezeichnen, denn die Finanzierung war bei dessen Beginn noch nicht vollständig gesichert und im Laufe der Arbeiten stellte sich heraus, dass die Kosten höher ausfallen werden als ursprünglich berechnet. Das Herannahen des Kulturhauptstadtjahres setzte mich und alle Beteiligten unter Druck. Doch konnte 2007 das neue Terminal eröffnet werden und der Flughafen war die ganze Zeit über funktionsfähig, wenn auch ein Teil der Infrastruktur erst 2008 fertiggestellt wurde.

Die Gesamtkosten beliefen sich letztendlich auf etwa 70 Millionen Euro. Ich erkannte schon in der Anfangsphase, dass ein solches Projekt nicht vorankommt, wenn ich mich als Vorsitzender nicht dahinterklemme.

GH: Welches waren die größten Schwierigkeiten aus heutiger Sicht?

MB: Die Verwaltungsarbeit wird zwar von den Beamten geleistet, das Projektmanagement, die Planung und der Bau von den Firmen, die man dazu vertraglich verpflichtet, doch der Verwaltungsapparat bringt von sich aus ein außerordentliches Projekt nicht vorwärts. Er hat die Tendenz das zu machen, was er gewohnt ist und arbeitet am liebsten im Leerlauf. Mein Glück war, in der leitenden Etage gute Mitarbeiter zu haben. Hermannstadt war die erste Kreishauptstadt Rumäniens nach der Wende, die ihren Flughafen von Grund auf erneuert hat.

GH: Was für Fähigkeiten muss ein Kreisratsvorsitzender besonders haben?

MB: Man muss in der Lage sein, viel Neues zu lernen und im Team zu arbeiten, auch als Vorsitzender. Vor allem als Vorsitzender.

GH: Die Rückkehr in die Schule bedeutete das Abgeben der riesigen Verantwortung, die du als Chef der Verwaltung eines Kreises hattest. Mit Freude hatte ich damals festgestellt, dass du nicht mehr so angespannt warst, viel lockerer auch über eher Belangloses plaudern konntest, auch ohne gleich auf die Uhr zu sehen!

MB: Etwa zwei Jahre lang nach dem Wiedereinstieg in den Lehrerberuf hatte ich das Gefühl im Urlaub zu sein. Auch später kam es mir manchmal nicht zu glauben, dass ich wirklich ein freies Wochenende vor mir habe.

GH: Und der Schritt zurück in den Klassenraum...?

MB: Ans Unterrichten habe ich mich schnell wieder gewöhnt, was ich darauf zurückführe, dass mir sowohl mein Fach Mathematik als auch die Arbeit als Lehrer gefallen. Es mag zwar sonderbar erscheinen, dass jemand, der für eine Kreisverwaltung verantwortet hat, nun dasitzt und über eine Geometrieaufgabe nachdenkt. Doch kommt es auf die Optik an: Hier geht es um die mathematische Bildung der Jugend und die ist ebenfalls wichtig.

GH: Und kann für eine Lehrperson viel Zeit in Anspruch nehmen...

MB: Auch als Lehrer muss man ständig lernen und in seinem Fach arbeiten, will man einen qualitätsvollen Unterricht bieten. Und das vor allem dann, wenn man einige Schüler zu Spitzenleistungen hinführen will. Der zeitliche Aufwand für das Training solcher Schüler überschreitet bei weitem jenen für die Vorbereitung des normalen Unterrichts.

Ich hatte das Glück, nach meiner Rückkehr ins Lehramt auch einige außerordentlich gute Schüler zu haben. Im Jahr 2016 hat eine Klasse das Brukenthalgymnasium absolviert, aus der drei Schüler Jahr für Jahr an der Landesphase der Olympiade teilgenommen und da zuweilen auch Preise erzielt haben: Cristian Matei, Camelia Oprea und abwechselnd Tudor Tolciu und Vlad Toader. Ein Jahr vor ihrem Abschluss haben diese vier Schüler bei der Kreisphase der Matheolympiade die ersten vier Plätze im Kreis Hermannstadt belegt.

Im Jahr 2017 hat mit Radu Vinţan ein weiterer Schüler absolviert, der zu den Spitzen auf Landesebene gehörte. Gegenwärtig haben wir in der 10. Klasse mit der im September 2018 aus Mediasch gekommenen Maria Morariu eine bereits zweifache Teilnehmerin an der Landesphase.

GH: Wir haben kaum Klassen mit weniger als 30 Schülern. Davon sind - wenn man Glück hat - 1, 2 oder 3 wirklich für ein Fach zu begeistern und arbeiten intensiv nicht nur an Schultagen, sondern auch an Wochenenden und in den Ferien. Die anderen wollen mit Minimalaufwand Höchstnoten bekommen, was bis zum einem gewissen Punkt schon immer zum „Schulsport“ gehört hat.

MB: Natürlich ist ein Lehrer in erster Linie für die 99 Prozent der Schüler da, die nicht Spitzenergebnisse erbringen. Und die Arbeit mit diesen muss er ernst nehmen und auch dafür gut vorbereitet sein. Hört ein Lehrer auf, sich weiterzubilden, so wird sein Unterricht nicht auf Dauer gut sein können! ●

Interview

Mehr als ein Viertel Jahrhundert im Lehramt

Gespräch mit Gabi Buşa (51) und Ingrid Arvay (49)

von ***Liliana Câmpean*** *und* ***Adriana Hermann****, ZfL*

Gabriela Buşa hat 27 Jahre als Erzieherin gearbeitet. Seit 2016 unterrichtet sie entsprechend ihrer Zusatzausbildung Deutsch an der Brukenthalschule. Von 1998 bis 2007 gab sie als unsere Kollegin im ZfL Fortbildung für Erzieherinnen. Über ihre vielfältigen Erfahrungen spricht sie im Folgenden mit Liliana Câmpean.

L: Wir wissen, dass Lehrer uns sehr prägen. An wen kannst du dich aus deiner Schulzeit erinnern?

G: An Frau Rodica Brate, das war meine Rumänischlehrerin in der 9. Klasse, und an Herrn Titus Turcu, den Geschichtslehrer. Die rumänische Geschichte von 1821 bis zu den Ceaușescu-Kongressen habe ich geliebt, denn Herr Turcu hat Geschichte lebendig erzählt. Frau Brate hatte eine besondere Art, uns die rumänische Literatur zu präsentieren. Das waren die zwei Lehrer, die ich gemocht habe. Sonst kann ich mich kaum an jemanden erinnern…

L: Wertvolle Erinnerungen... Welche hast du aus der Zeit deiner Ausbildung zur Erzieherin und Grundschullehrerin?

G: Ich besuchte zwei Jahre das Päda (und absolvierte die Brukenthalschule). Die spätere schulische Ausbildung an der postlyzealen Schule fand in den Ferien statt, in kurzer Zeit und sehr intensiv. Als wirkliche Ausbildung betrachte ich jedoch die Hospitationen bei anderen Erzieherinnen. Ich habe mir das Meiste abgeguckt, denn mein größter Wunsch war, Erzieherin zu werden. Nach und nach habe ich die praktische Arbeit methodisch-didaktisch in den Griff bekommen.

L: Wie ging es nach der Ausbildung weiter?

G: Meine ersten Dienstjahre verbrachte ich in Rod. Das war für mich eine sehr schöne Zeit.

L: Rod? Gab es dort in der „Mărginime" eine deutsche Abteilung?

G: Nein, ich begann in einem rumänischen Kindergarten. Das war eine schöne Zusammenarbeit mit den Lehrern von dort. Die Kinder am Dorf waren fleißig und gutmütig und anders als in der Stadt. Ich habe mit den Kindern sehr viel Zeit in der Natur verbracht und Lieder und Gedichte gelernt.

Im ersten Jahr hatte ich keine Ahnung, wie man Pläne schreibt. Ich hatte keine Ahnung von einer Planifizierung.

Anfangs war ich sehr enttäuscht, weil in meinem Raum nur Tische und Stühlchen und ein Kachelofen standen, der mit Holz gefeuert wurde. Man machte morgens Feuer und 11 Uhr wurde es warm. Um 12 Uhr fuhr ich nach Hause.

Ich brachte Spielsachen. Die Vorhänge, die ich damals kaufte, hängen heute noch, nach 30 Jahren, im gleichen Raum. Mit den Kindern organisierte ich Feiern, übte rumänische Tänze ein, wovon ich nicht wirklich eine Ahnung hatte.

Es war mein erster Kontakt mit dem Dorfleben. Ich fuhr mit Tränen in den Augen nach Rod, sah das Klo draußen im Hof... Nach zwei Jahren bin ich mit Tränen in den Augen von dort weggegangen. Weg wollte ich nicht, aber ich musste nach Hermannstadt, denn da gab es an der deutschen Abteilung Lehrkräftemangel.

L: War das nach der Wende?

G: Das war im Herbst 1990. Da fing ich im Hermannstädter Kindergarten Nr. 25 an. Wir wagten zu zehnt einen neuen Anfang. Wir hatten bis dahin alle auf dem Land gearbeitet...

Im Sommer 1990 hatte ich mich zur Aufnahmeprüfung für die Lehrerinnenausbildung gestellt. Als junges Mädchen hatte ich auf das Päda verzichtet, wollte unbedingt ins „Brukenthal". Ja, dummes Kind, aber meine Eltern konnten mir das damals nicht ausreden. Es tut mir nicht wirklich Leid, denn ich hatte am Bruk in der 11. und 12. Klasse eine schöne Zeit.

L: Nun zum Beruf: Welches waren denn die Höhepunkte?

G: Ich denke..., der ganze Kindergarten. Ich sehe diese Arbeitsetappe als einen Höhepunkt für mich. Meine Seele ist immer noch im Kindergarten. Selbstverständlich macht es mir Spaß, mit Erwachsenen zu arbeiten. Es macht mir Spaß, mit älteren Kindern zu arbeiten. Aber meine Seele ist im Kindergarten. Wenn ich bei Kolleginnen auf Inspektion bin, kommen Kinder sofort auf mich zu und fragen: „Wie heißt du?" Dann weiß ich, weshalb ich so lange im Kindergarten geblieben bin.

L: Wenn du die Kindergartenarbeit von früher mit der heutigen vergleichst...

G: Als ich in den Neunzigern anfing, sprachen viele Kinder zu Hause Deutsch oder Sächsisch. Ganz lustig war es, als ich sie fragte, wie sie heißen. „Eu este Mischi", sagte ein Kind, dass mit den anderen Kindern Rumänisch sprach und den Eindruck hatte, im Kindergarten würde diese Sprache gesprochen. „Eu este Mischi" ist zwei Jahre spţter mit seinen Eltern nach Deutschland ausgewandert.

Es gab kaum ein Kind, das kein Deutsch verstand. Mittlerweile ist es für die Erzieherin schwierig und sie muss sehr konsequent sein, um Deutsch zu sprechen und nicht ins Rumänische zu wechseln, wenn sie einen Auftrag vier-fünf Mal wiederholen muss. Man muss viel Bildmaterial verwenden, oft Gestik und Mimik. Man wird auch selbst schlechter, weil der eigene Wortschatz reduziert ist - man beschränkt sich beim Deutschsprechen schließlich auf den Kindergartenalltag, auf Jahreszeiten, Tierwelt, Kindergartenbegriffe... Die Sätze sind sehr einfach... Einsteiger verwenden immer weniger die deutsche Sprache.

L: Lass uns mit Blick in die Zukunft enden. Welches wären deine Wünsche für die Zukunft des deutschsprachigen Kindergartens und für die Erzieherinnen?

G: Dass die Erzieherinnen mehr Freiraum haben, den Kindergartenalltag anhand eines roten Fadens zu gestalten. Die Kinder brauchen das und lernen auf diese Weise viel besser. ●

Ingrid Arvay ist Jahrgang 1970. Im Sommer sehen wir uns beim 30-jährigen Klassentreffen wieder und werden sicher in Erinnerungen schwelgen... Was sie jetzt auf meine Fragen zu Schulzeit und prägenden Eindrücken antworten würde? Ich schickte ihr die Fragen per Mail und erhielt wenige Tage später einen wunderbar langen Text. Ich darf die „Gedankenüberschwemmung" kürzen. Das Ergebnis unseres sparsamen Austausches per Mail und SMS im Folgenden. Beim Klassentreffen im Juni werden wir dafür mehr Zeit und Muße haben. Adriana Hermann (A)

A: Lass und mit deiner Schulzeit beginnen. An was erinnerst du dich?

I: An meine Zeit in der Grundschule habe ich wenig Erinnerungen, obzwar ich ab der zweiten Klasse eine nette, junge Lehrerin hatte, die wir lärmenden Kinder mindesten einmal zum Weinen gebracht haben. Das tut mir bis heute leid.

Wir bekamen den häufigen Lehrerwechsel bei den anderen Klassen mit und wussten von Gesprächen zu Hause, dass es um „Auswandern (nach Deutschland)" ging und die Lehrer deswegen oft von heute auf morgen nicht mehr in der Schule erschienen. Das Thema „Auswandern" war präsent.

Als es darum ging, dass wir „Pioniere werden" und einen Fahneneid leisten sollten, was ich nicht wollte, erlebte ich seitens der Lehrerin Verständnis dafür. Damals erlebte ich zum ersten Mal bewusst, dass Lehrer eine Art Widerstand gegen das System leisteten. Eigentlich war es bis zur zwölften Klasse so, dass ich immer wieder spürte und vermittelt bekam, welche Lehrer das herrschende kommunistische System nicht gut fanden... Das ist für mich der wichtigste vermittelte Wert geblieben: Zu dem zu stehen, woran man glaubt, und den Schülern, die „aus dem System-Rahmen fallen" behilflich sein, wo immer es geht.

Ich hatte das Glück, feine Menschen als Klassenlehrer zu haben, denen wir auf gewisse Art und Weise vertrauen konnten. Riesiges Glück hatte ich auch während der Lyzeumsjahre mit Werner Sedler, der „seine Mädchen" vier Jahre lang kontinuierlich aus allen möglichen Unannehmlichkeiten rettete!

A: Die Lyzeumsjahre - was war da das Beste?

I: Die Jahre am „Päda" waren auf jeden Fall prägend. Das Beste am Unterricht waren die Hospitationsstunden, wenn wir entweder den Kindergärtnerinnen und Lehrerinnen oder den Kolleginnen bei der Arbeit zuschauen durften. Da habe ich am meisten gelernt. Es war hilfreich, dass viele Stunden anschließend mit den Methodikern, den Lehrern, die das Praktikum anleiteten, besprochen wurden. Hier sind vor allem die Praktikumsgespräche mit Klassenlehrer Sedler, mit Biologielehrerin Marga Grau, mit Erdkundelehrer Friedrich Philippi und Turnlehrerin Brigitte Auner hervorzuheben. Heute noch richte ich da, wo ich mich aufhalte, sogar wenn es ein Büro ist, den „Pflanzentisch" je nach Jahreszeit ein. Auch denke ich in den Turnstunden krampfhaft darüber nach, ob ich alle Muskelgruppen der Reihe nach einbezogen habe. Und wenn ich Kirchtürme oder Bergspitzen sehe, versuche ich sie mir verzweifelt zu merken, um beim nächsten Quiz nicht so schlecht abzuschneiden! Spaß beiseite: Vieles von dem, was gelernt wurde, war praxisbezogen und hilft mir bis heute: die Stunden zu strukturieren, bei aller Originalität den roten Faden nicht zu verlieren, dass Kenntnisse verständlich vermittelt werden müssen.

Großartig war, dass es am „Päda" die Tradition der Ausfahrten gab und dafür jedes Jahr ein neues, zweistündiges Kulturprogramm zusammenstellt wurde, das dann auf den Wegstationen im Land vor- und aufgeführt wurde. Im Laufe der vier Lyzeumsjahre wurde praktisch jede der Klassenkolleginnen zu Hause besucht, man konnte sie in ihrem Umfeld erleben und das war das Beste an der ganzen Schulzeit. Dass einige der Lehrer diese Reisen mitmachten, war schön!

Sehr beeindruckend in Hermannstadt war für mich die Bekanntschaft mit Sprachwissenschaftlerin Anneliese Thudt, einer angeheirateten Tante, die mir viel und liebevoll sowohl von ihrer eigenen Unterrichtstätigkeit, als auch derjenigen ihrer Mutter berichtete. Das waren Geschichten „aus anderen Zeiten". Faszinierend war auch die Begegnung mit ihrer Freundin Hermine Schullerus (geb. Kolassowitsch), von der ich ebenfalls lernte.

Später habe ich in Kronstadt an der Transilvania Universität ein zweijähriges Kurzhochschulstudium absolviert. Das einzig für mich nützliche schienen mir die Grammatikübungen in Rumänisch und Englisch zweier geschätzter Fachlehrer zu sein, alles andere bloß Ballast.

Nützlich waren dafür die zahlreichen Kurse und Fortbildungen, zu denen man nach 1990 Zugang hatte. Mein religionspädagogischer Kurs am Evangelischen Theologischen Institut war sehr interessant, die Hospitationen bei Dorothea Binder waren unvergesslich lebendige Stunden. Sieben Jahre lang profitierte ich direkt davon, als ich an der 12-er Schule in Kronstadt als Religionslehrerin einsprang.

A: Wie ging es nach der Ausbildung für dich weiter?

I: An meine ersten Dienstjahre erinnere ich mich nicht so gern. Ich hatte Klassen mit über 40 Kindern, fühlte mich überfordert, was die Disziplin betraf und verlor öfters die Geduld. Dann wurde ich jeweils zu laut. Das bedrückt mich bis heute, vor allem das Bewusstsein, meine „Ausraster" nicht ungeschehen machen zu können. Die Schüler brachten mir jedoch großzügigerweise viel kindliche Liebe entgegen! Da ich noch Schwierigkeiten hatte, flüssig Rumänisch zu sprechen, wählte ich jeden Tag einen anderen Schulweg, um den Eltern aus dem Weg zu gehen, die mich über ihre Kinder ausfragen und unbedingt viele „Ședințe/Sitzungen" abhalten wollten. Aber der Enthusiasmus war auf jeden Fall da und ich schrieb damals furchtbar viele Arbeitsblätter vor, bastelte ununterbrochen und sammelte tonnenweise Unterrichtsmaterial, das ich dann im Rucksack in die Schule schleppte. Viel zu viel, meistens. Auch heute noch sammele ich alles, was für den Unterricht „praktisch" wäre...

Was mir positiv in Erinnerung bleibt ist die Unterstützung durch hilfsbereite Kolleginnen und Kollegen, sowohl von der deuschen, als auch von der rumänischen Abteilung. Wir tauschten uns über schwere Übungen aus, ich ließ mir rumänische Texte verbessern, bat um Rat im Zusammenhang mit organisatorischen Fragen oder betreffend das Schulinspektorat usw.

(Fortsetzung auf S. 19)

Interview

So sehen sie das
Lehrerinnen über 40 und ihre Erfahrungen

*von **Adriana Hermann (AH)**, ZfL, und **Tita Mihaiu (T)**, ZfL und Brukenthalgymnasium Hermannstadt*

Liana Regina Iunesch, 46 Jahre alt, 1991-1999 Grundschullehrerin an der Schule Nr. 16 in Hermannstadt, 1999-2006 Dozentin am Lehrstuhl für Germanistik, ab 2008 Dozentin am Departement für Lehreraus- und -fortbildung an der Lucian-Blaga-Universität in Hermannstadt, zuständig für Deutschlehrerausbildung, ab 2012 Dozentin mit Fachgebiet Didaktik Deutsch für das Lehramt der Primar- und Gymnasialstufe.

AH: Die eigene Schulzeit prägt Lehrer mehr, als sie vermuten. Wie ist deine gewesen?

Meine Schulzeit begann nicht sehr erfolgreich. Zum einen hatte ich eine sehr strenge Lehrerin, die mich eher demotivierte, zum anderen war ich nicht bereit, mich an Zwänge anzupassen und lernte wenig. Das Lernen begann mir erst am Pädagogischen Lyzeum richtig zu gefallen, was vor allem der fairen Lehrer-Schülerbeziehung zu verdanken war. Geprägt haben mich vor allem die Didaktiker für Mathematik, Musik und Geschichte, die Ausflüge und Wanderungen mit der Klasse und der angenehme, stressfreie Unterricht in Fächern, die mich bis dahin wenig interessiert hatten, wie z. B. Chemie und Biologie.

AH: Dann hast du dich bald selbst als Lehrerin ausprobiert, dich aber auch weitergebildet und in einem speziellen Bereich qualifiziert.

Nach Abschluss des Pädagogischen Lyzeums ging ich im gleichen Jahr noch ins Lehramt. Nach zwei Jahren entschied ich mich, Germanistik zu studieren. Das Studium beendete ich 1997 erfolgreich und wurde Hilfsassistentin am Germanistiklehrstuhl. Hier galt mein Interesse der Deutschdidaktik. Zum ersten Mal beschäftigte mich hier die Didaktik der Fremdsprache und ich beantragte einen Studienaufenthalt für ein DaF-Studium an der Universität Kassel, um meinen Lehrauftrag am Germanistiklehrstuhl professionell erfüllen zu können. 2003 absolvierte ich das DaF-Masterstudium und beschloss, mich noch im selben Jahr für ein Promotionsstudium an der Universität Bukarest zu bewerben. Während meines Promotionsstudiums interessierte mich vor allem die Forschung zum Spracherwerb und die Umsetzbarkeit der DaF-Prinzipien im Primarbereich mit deutscher Unterrichtssprache.

AH: Wie hast du die ersten Dienstjahre in Erinnerung behalten?

Meine ersten Dienstjahre fielen in die Zeit gleich nach der Wende von 1989. In Hermannstadt gab es genügend Lehrstellen für alle Absolventen. Die Zeit mit den Kindern, die damals noch nicht auf ihre Deutschkenntnisse getestet wurden und die ohne Ausnahme bei der Einschulung kein Wort Deutsch sprachen, war zwar anspruchsvoll, gehört aber zu den größten Erfolgen meines professionellen Lebens. In der dritten Klasse hatten meine Kinder die deutsche Sprache erworben. Ein Gefühl der Nostalgie ist geblieben.

AH: Diese Nostalgie betrifft einen Höhepunkt in deinem Beruf. Welchen anderen würdest du nennen?

Ein zweiter Höhepunkt war 2012 die Gründung des Studienganges zur Lehrerausbildung für die Primarstufe an der Lucian-Blaga-Universität. Ein dritter ist die Teilnahme an einem Projekt zur Leseförderung (ELIS) und die Erhebung der Lesekompetenz in Hermannstädter Grundschulen.

AH: Wenn du früher mit heute vergleichen solltest?

Ich fand den Lehrerberuf gewinnbringend. Zu meiner Zeit gab es gar keine Lehrbücher, aber es gab auch keine Einschränkungen. Es gab zwar kein Internet, aber wir hatten in der Schule mehrere Hilfstransporte mit Lehrbüchern und Material aus deutschsprachigen Ländern erhalten. Ich konnte verschiedene Bücher verwenden und mir aussuchen, welches Material ich einsetzen wollte. Heutzutage sind bürokratische Hürden eine Bremse. Es gibt mehr Material, aber man darf es nicht legal einsetzen. Außerdem beklagen sich viele Lehrerinnen über die schwierige Kooperation mit den Eltern. Dies war früher leichter...

AH: Und wie siehst du die Zukunft des Lehrers, der in Rumänien in deutscher Sprache unterrichtet?

Ich wünsche mir weniger Einschränkungen. Bildungsziele, Kompetenzen und Lehrpläne reichen als verbindlicher Rahmen aus. Außerdem, dass der Lehrerberuf keine bürokratischen Aufgaben mit sich bringt, so dass Lehrpersonen sich auf die konkrete Arbeit mit den Kindern konzentrieren können und Zeit haben, kreativ zu werden. Auch mehr Vertrauen in den guten Willen und die Fähigkeiten der Lehrpersonen, mehr Ressourcen und weniger zentralisierte Kontrolle wären förderlich.

AH: Ich danke dir und wünsche dir Kraft, um an nötigen Änderungen mitzuwirken. ●

Foto: Archiv der Hermannstädter Zeitung

Monika Hay, 44, stammt aus dem Banat. Sie kam ans Päda nach Hermannstadt und blieb. Sie ist Geschichtslehrerin, hat 1993-2004 als Grundschullehrerin an der Nicolae-Iorga-Schule gearbeitet, ist 2004-2016 Schulinspektorin für Deutsch gewesen und leitet seit 2016 das Samuel-von-Brukenthal-Gymnasium in Hermannstadt. Tita Mihaiu (T)

T: Moni, du hast im Kommunismus eine Dorfschule besucht.

M: Ich habe bis zur 8. Klasse die deutsche Abteilung der Schule in Semlak, Kreis Arad, besucht. Der Unterricht verlief in der Grundschule durchgängig simultan, 1. und 3. Klasse bzw. 2. und 4. Klasse, was viel selbstständiges Üben und neugieriges Mithören bei der größeren Klasse miteinbegriff. Im Gymnasium wurden die Hauptfächer Deutsch, Rumänisch und Mathematik für jede Klasse getrennt unterrichtet.

Es war eine sehr behütete Atmosphäre, in der unsere Lehrerin, etwas abseits der kommunistischen Argusaugen, uns nicht nur gutes Lesen, korrektes Schreiben und die Grundlagen der Arithmetik beibrachte, sondern uns Werte vermittelte, die auch außerhalb einer kleinen Dorfgemeinschaft von Bedeutung sind: Genauigkeit, Zuverlässigkeit, Ehrlichkeit, Respekt für den anderen.

Was mich in den folgenden Schuljahren geprägt hat, war eher die Haltung eines Lehrers, seine Persönlichkeit. Ich kann kaum noch mit Genauigkeit feststellen, was ich an Lehrstoff von dem einen oder anderen Lehrer gelernt habe, aber ich weiß, wer mich mit seiner Gradlinigkeit, mit seiner Fähigkeit zu begeistern, seiner Objektivität in der Notengebung u.v.a. beeindruckt und geprägt hat.

T: Nach der Dorfschule das Päda in Hermannstadt...

M: Die Ausbildung, die mich am stärksten geprägt hat, waren die 5 Jahre am Päda. Ich gehörte nicht zu den Neuntklässlern, die sich vollkommen sicher waren, dass sie Lehrer werden wollten. Dieser Beruf übte seine Faszination nur langsam und in homöopathischen Mengen auf mich aus. Die praxisnahe Ausbildung, der wöchentliche, begleitete Kontakt zu verschiedenen Hermannstädter Grundschulen war aber entscheidend für den Entschluss, eine Stelle im Lehramt anzunehmen. Später habe ich Geschichte studiert, um mich weiterzubilden, weniger mit dem Wunsch, das Fach zu unterrichten. Es kam anders, ich bereue aber die Annahme dieser Herausforderung keineswegs.

T: Zurück zu den ersten Dienstjahren. Wie ist es gewesen?

M: Ich habe 1993 das Päda absolviert. Viele LehrerInnen waren ausgewandert. Weil in der Stadt Lehrermangel entstanden war und auf den Dörfern kaum noch deutsche Schulen existierten, kam ich mit 19 Jahren vor eine Grundschulklasse in Hermannstadt und war für das schulische Wohl und Weh der mir anvertrauten Kinder zuständig. Das war bei aller guten Ausbildung recht harter Tobak. Vor 33 Erstklässlern zu stehen und zu unterrichten, war mir nicht ganz fremd. Aber vor deren Eltern zu bestehen, das hatte uns niemand wirklich beigebracht. Hinzu kamen wöchentlich Praktikanten, die nicht viel jünger waren als ich... Die Unterstützung, die ich damals von Lehrerinnen wie Hermine Schullerus, Anneliese Józsa und Hildegard Falk erhielt, war unbezahlbar. Fortbildungen in Deutschland vertieften die methodischen Kenntnisse aus dem Päda. Es wurde eine bereichernde Zeit. Aus dem Lehramt auszusteigen, war paradoxerweise, trotz all der Anfängerschwierigkeiten, nie eine Option. Nur der Wunsch, mindestens ein Jahr auf dem Land zu unterrichten, ist immer noch vorhanden.

T: Gibt es in deiner bisherigen beruflichen Laufbahn einen Moment, den du gerne hervorheben möchtest, den Höhepunkt quasi?

M: Es ist schwer, in einem Beruf, der von der Zusammenarbeit mit so vielen, unterschiedlichen Menschen geprägt ist, von DEN Höhepunkten zu sprechen. Ich glaube, jeder Tag hat seine kleinen Höhepunkte; wie das Leuchten in den Augen der Kinder, wenn sie einen schwierigen Sachverhalt verstanden haben. Die im Schulamt und als Schulleiterin gesammelte Erfahrung mit ihren Höhen und Tiefen möchte ich auch nicht missen.

T: Diese Erfahrung sollte dir erlauben auch über die Schattenseiten des Berufes zu sprechen. Welche hast du ganz bewusst wahrgenommen?

M: Ich gehöre zu einer Generation, die die größte Stabilität in der eigenen, leider kommunistischen Schulzeit erlebt hat. Als ich 1993 meine Lehrertätigkeit begann, setzten auch die vielen, oft grundlosen Veränderungen im System ein, die meist Formalien waren. Es wurden von uns außer der Unterrichtsplanung immer mehr Unterlagen erwartet, deren Sinn sich mir nur selten offenbarte. Lehrpläne, die weder den gesunden Menschenverstand noch die Psychologie des Schulkindes berücksichtigten, wurden in vielen Fächern Normalität. Ich kann mich erinnern, dass ich mich in einer 3. Klasse weigerte, den neuen Geograhie-Lehrplan anzuwenden, weil ich es nicht nachvollziehen konnte, dass die Schüler kaum etwas über die Geographie ihrer nächsten Umgebung lernen sollten.

Solche Empfehlungen kann man als Schulinspektorin oder Schulleiterin kaum noch aussprechen… Ich versuchte aber, so gut es ging, den institutionellen Unsinn abzuschirmen.

T: Das kann sich in Zukunft sicher auch zum Guten wenden... Was wären deine Wünsche?

M: Ich wünsche mir, dass Lehrern die Freiheit gelassen wird, sich auf den Unterricht und dessen Vorbereitung zu konzentrieren. Ich wünsche mir, dass junge Lehrer von diesem System entgegenkommend aufgenommen und nicht abgeschreckt werden. Es wäre großartig, wenn wir mehr Interesse und Zeit für den Austausch unter Kollegen hätten. Der deutschsprachigen Schule in diesem Land wünsche ich, dass die kleinen Wunder nicht ausbleiben, sodass immer wieder neue, motivierte Lehrer den Weg zu ihr finden. ●

Interview

Musiklehrerin mit Leidenschaft
Gespräch mit Annegret Feder (34)

*von **Ursula Philippi**, Organistin und Orgel-Professorin i. R., Tartlau/Prejmer*

Schreibt man über eine Freundin? Über eine junge Kollegin, mit der einen mehr als nur der gemeinsame Beruf verbindet? Um dem auszuweichen, kommt im Folgenden Anne Feder selbst zu Wort. Sie ist auch vielbeschäftigt, ein Treffen ohne Zweck, ein Schwatz unter Freundinnen ist in ihrem gedrängt vollen Alltag kaum drin. Anne unterrichtet Musik an der deutschen sowie an der rumänischen Abteilung der 12-er Schule in Kronstadt. Sie sieht, bei einer Stunde pro Klasse, in jeder Woche rund 350 Kinder. Als Klassenlehrerin plagt sie sich mit Disziplin und Regeln, mit herrisch auftretenden Eltern und unzähligen Papieren, die von der Schulbehörde eingefordert werden. Aber Anne resigniert nicht so schnell. Ausflüge, Probenwochenenden mit den Kids gehören unbedingt dazu, egal wie schwer es ihr die Schulbürokratie macht. Ihr Gewissen, ihre soziale Kompetenz und Sensibilität, die sie als aktives Mitglied in einer Freikirche geschärft hat, lassen es nicht zu, den Weg des geringsten Widerstands zu gehen. Was sie als sinnvoll oder notwendig erkannt hat, das setzt sie um. Und handelt sich Ärger ein, hat schlaflose Nächte und manchmal großen Gesprächsbedarf. Sie selbst berichtet:

Meine eigene Schulzeit

Mit meiner Schulzeit verbinde ich viele schöne Erinnerungen. Ich muss an die Kinder denken, mit denen ich über Jahre hinweg den Klassenraum geteilt habe - ich habe gelernt, Beziehungen aufzubauen, meine Meinung zu vertreten, Kritik, sogar Beleidigungen einzustecken. Es entstanden die ersten „dicken Freundschaften".

Die ersten acht Schuljahre waren vom Schulalltag geprägt. Viel freie Zeit blieb nicht übrig. Klassenausflüge habe ich in diesen Jahren nicht erlebt. Das Lernen fiel mir leicht. Ich hatte eine Vorliebe für die lustigen Stunden. Ich mochte auch die ausgeglichenen, ruhigen Lehrer, bei denen ich mich stets in Sicherheit fühlte. Dann gab es Lehrer, die uns immer wieder Lebensweisheiten mit auf den Weg gaben. Diese Lehrer fand ich toll. Sie blickten über den Tellerrand, sie sahen uns in die Augen. In der Klasse war es immer still, wenn sie sprachen. Doch bei einigen wenigen Lehrern überkam mich ein Angstgefühl. Es wurde gedroht, man wurde beleidigt, manchmal verletzt, man verlor jede Freude am Unterricht. Die Vorteile dieser pädagogischen Methoden sind mir bis heute unbekannt.

Meine Ausbildung

Nach der achten Klasse ging ich ans Päda nach Hermannstadt. Dort verbrachte ich fünf herrliche Jahre, in denen ich selbstständig wurde, aber auch den Lehrerberuf immer mehr zu lieben begann. Wir hatten insgesamt über 400 Praktikumsstunden. Diese waren ein guter Einstieg in den Beruf. Es folgte ein einjähriges Theologisches Seminar in Aidlingen bei Stuttgart mit Schwerpunkt Religionspädagogik. Ich empfand es als Schliff in meiner Ausbildung.

Dann wurde ich Grundschullehrerin an der Allgemeinschule Nr. 12 in Kronstadt, das waren sieben Jahre, die ich sehr genossen habe. Nach dieser Zeit war ein Uniabschluss gefragt, so entschied ich mich fürs Studium an einer Musikhochschule. Was war das für eine Herausforderung! Wieder Lernende zu sein, erlebte ich aus einer völlig neuen Perspektive. Danach stieg ich als Musiklehrerin an derselben Schule in Kronstadt wieder ein. Dort arbeite ich bis heute. Dazu leite ich einen Schülerchor, den ich vor vier Jahren ins Leben gerufen habe.

Meine ersten Dienstjahre

Meine ersten Dienstjahre werde ich nie vergessen. Ich bekam eine zweite Klasse, das waren sehr nette Kinder! Wenn ich nach dem Unterricht nach Hause ging, dachte ich, es sei ein Traum: Ich tat, was mir richtig Spaß machte und wurde dafür sogar bezahlt. Die Begeisterung der Kinder steckte mich an. Auch kam sehr viel zurück. Ich liebte die Kinder und die Kinder liebten mich. Wir feierten Feste, organisierten Ausflüge und sangen viel. Vom ersten Lehrerlohn kaufte ich mir eine Gitarre.

Meine Höhepunkte im Beruf

Mein Höhepunkt im Beruf als Grundschullehrerin war die zweite Schülergeneration. Die Klasse und ich, wir passten einfach hervorragend zusammen. Nach dem ersten Schuljahr waren wir wie ein Uhrwerk zusammengewachsen. Die Kinder wussten, wie ich ticke, hatten es aber auch geschafft, mein Herz zu erobern. Wir wagten Vieles und schafften Unglaubliches. Wenn ich heute auf die Jahre zurückblicke, scheint es fast, als sei das ein Leben für sich gewesen.

Die Ausübung des Lehrerberufs in meiner Zeit

Der Lehrerberuf hat sich heute ziemlich verändert. Erstens unterrichte ich in vielen Klassen und es braucht Zeit, sich auf alle einzustellen. Das Fach Musik bietet viele Möglichkeiten, kreativ zu sein und Neues auszuprobieren. Leider wird es als weniger wichtig betrachtet und von Schülern entsprechend bewertet.

Der Unterricht ist oft wie ein Wettlauf: Ich frage mich, ob ich das Ziel erreichen werde. Ob ich es schaffen werde, die Kinder zu motivieren, mitzukommen. Oder ob sie es schaffen werden, mich abzulenken. Oft ist nicht vorauszusehen, welche Herausfordungen mich erwarten, wenn

ich die Tür eines Klassenzimmers öffne. Über 350 Kindern begegne ich wöchentlich. Und jede Begegnung dauert nur 50 Minuten. Was bleibt davon übrig?

Ich genieße kleine Erfolge. Der freundliche Gruß eines Schülers im Schulhof, das Nachklingen eines Liedes, das andächtige Zuhören eines klassischen Musikstücks, das freudige Proben des Schulchors.

Die Arbeit als Lehrerin ist für mich heute eher zur Suche nach dem Weg im Labyrinth geworden. Da Musik kein Prüfungsfach ist und die Schüler ganz eigenartige Vorstellung von diesem Fach haben, sind Einfühlungsvermögen und Spontaneität gefragt. Ein Lied, das bei einer Klasse zum Hit wird, kann bei der nächsten ganz untergehen. Eine banale Stunde kann zum Riesenerfolg werden und eine Stunde, die mit viel Aufwand vorbereitet worden ist, kann zum Fiasko werden. ●

Mein Wunsch für die Zukunft der Schule und für den Lehrerberuf

Weniger Ruhelosigkeit,

mehr Ausgeglichenheit

weniger Papierkram,

mehr Zeit für den anderen

weniger Lärm,

mehr Konzentration

weniger Erklärungen,

mehr Vertrauen

weniger Unterbrechungen,

mehr Hinhören

weniger Beklagen,

mehr Hinterfragen

weniger Diskussionen,

mehr Handeln

weniger Grenzen,

mehr Offenheit.

(Fortsetzung von S. 14)

A: Welche Zeit würdest du als Höhepunkt in deinem Berufsleben bezeichnen?

I: Elf Jahre war ich Grundschullehrerin an der Blumenauer Grundschule in Kronstadt (Allgemeinschule Nr. 5), davon auch 7 Religionslehrerin an der 12-er Schule in Bartholomae. Die spannendste Zeit waren für mich die Ausflüge mit den Schülern, die Ferientage mit ihnen, die Teilnahme am Grundschultheaterfestival in Hermannstadt...

Ich kam zufällig auch in den Genuß einer Reihe von Fortbildungsveranstaltungen der Stiftung für Offene Gesellschaft aus Klausenburg, wo ich verschiedene fantastische Lehrer aus den USA und aus ganz Rumänien kennenlernte, die modern, weltoffen, vernünftig und respektvoll unterrichteten und miteinander umgingen. Mit einigen von ihnen zogen wir anschliessend durchs Land, von Bukarest bis Jassy oder Suceava, von Klausenburg bis Kronstadt... Es war eine anstrengende, aber schöne Zeit, mit vielen Einsätzen.

Nach 11 Jahren als Grundschullehrerin unterbrach ich diese Tätigkeit und arbeitete die nächsten 19 Jahre (also bis jetzt) bei einer katholischen Nichtregierungsorganisation, dem Kolping Rumänien Verband. Das Spannende an der Sache war, dass ich mich plötzlich mit der Geschichte der Ungarn und Szekler, Tschangos, Roma und anderer Minderheiten in Rumänien konfroniert sah, dann mit dem Spezifikum der Römisch- und Griechisch-Katholischen Kirche. Für mich Neuland. Ich begann somit mehr über die Geschichte Rumäniens zu lesen, als je zuvor und fand es endlich mal spannend. Es war eine andere Art Geschichte, als diejenige die wir während der kommunistisch geprägten Schulzeit „stucken", auswendig herunterrasseln mussten. Großartig war, dass man während dieser Zeit dank vieler großzügiger und uneigennütziger Spenden aus dem Ausland schöne Projekte umsetzen konnte, an denen ich als kleines Rädchen im Getriebe mithelfen konnte: Toiletten bauen für eine Schule in einem Roma-Viertel von Blasendorf/Blaj, eine Tagesstätte in Oituz, Kreis Bacău, für sozial benachteiligte Kinder (die Hälfte von ihnen gehören zur Gruppe der sogenannten „Eurowaisen", deren Eltern im Ausland arbeiten) und ein Ausbildungshotel für Berufe im Tourismusbereich in Kronstadt. Während einiger Jahre, in denen ich die Ausbildungskurse für Köche und Kellner organisatorisch begleiten durfte, entdeckte ich für mich erneut den Respekt vor dem Handwerk. Für einen deutschen Verein, der seit den neunziger Jahren mit neoprotestantischen Romagemeinden aus Landkreisen rings um Kronstadt zusammenarbeitet, durfte ich bei Kursen für Frauen und Männer zu Themen des Lebens wie Gesundheit, Hygiene, Hausmittelverwendung, angewandte Theologie u.a.m. manchmal übersetzen und die wichtigste Lektion, die sich mir einprägte, war die Erkenntnis, im Nächsten den Menschen, den Gott in ihm sieht, wahrzunehmen. Ich musste viele Voruteile fallen lassen und Demut vor dem Menschsein lernen.

Vor 9 Jahren durfte ich beim Aufbau eines Projektes der Honterusgemeinde in Kronstadt mithelfen. Es wurde eine Betreuungsgruppe für Kindergartenkinder gegründet, wo ich als Erzieherin, als „Ingridtante" mitmachen konnte. Die Welt der „Kleinen" ist eine Welt für sich! Nach anfänglicher großer Unsicherheit, aber von Freunden und Bekannten tatkräftig unterstützt, wurde man wieder etwas sicherer. Ich hatte Glück - ich konnte Rat einholen bei begabten und mir bekannten Kindergärtnerinnen: Edith Schlandt, Hanne Halmen, Ruth Bertleff. Und langsam stieg auch wieder aus dem Dunkel der Vergangenheit die Erinnerung an die Erzählungen, Märchen, Kaspertheatervorführungen und Kinderspiele und Kinderbeschäftigungsideen meiner beiden Großmütter auf, sowohl derjenigen aus Kronstadt - Hedwig Juliane Arvay (geb. Seifert), die auch Kindergärtnerin war, als auch derjenigen aus Mühlbach - Herta Bespaletz (geb. Schwarz), Hauswirtschaftslehrerin. Und nun ist es so, dass ich mich in dieser Rolle als Kindergärtnerin eigentlich am wohlsten fühle!

A: Wie siehst du den Lehrerberuf im Wandel der Zeit?

I: „Lehrer" ist bestimmt kein leichter Beruf. Die direkte Konfrontation mit den Schülern ist eine Herausforderung, die man mal besser, mal schlechter meistert. Ich weiß nicht, ob man früher-heute so ohne Weiteres vergleichen kann. Jeder Unterrichtstag ist anders als der vorhergehende. Und vorhersehbar ist meistens nicht mal der kommende Tag. Die Zeiten ändern sich schnell, man selber ändert sich ebenfalls - man muss vielleicht die Konstanten suchen, das, was man als Wert und wertvoll betrachtet und sich daran orientieren. Und sich immer wieder mit ähnlich Gesinnten beraten, austauschen...

A: Und deine Gedanken was die Zukunft betrifft?

I: Ich wünsche mir, dass jeder Schüler mindesten einen Lehrer kennenlernt, der mit Freude und Leidenschaft seinen Beruf ausübt - denn das macht die Schulzeit erträglich und beschert die schönen und hellen Momente im Schüleralltag. Möglichkeiten, Verständnis füreinander aufzubauen ergeben sich vielleicht bei gemeinsamen Aktionen außerhalb der Unterrichtsstunden, als da wären Wanderungen, Reisen, Veranstaltungen verschiedenster Art, Einsätze für einen guten Zweck u.v.a.m.

A: Ich danke dir! ●

Danke, Hans!

Zum Ableben von Prof. Hans Schneider (1941-2019)

Du hast als stellvertretender Generalschulinspektor des Kreises Hermannstadt vor und nach der Wende mir etwas ganz, ganz wichtiges für meinen Beruf vorgelebt: Was für Schüler sinnvoll ist, soll unterstützt werden! In unserem Land muss oft auch über Selbstverständliches jemand einen schützenden Schirm halten, sonst finden alle hauptamtlichen Schaumschläger sofort einen Paragraphen, der in ihrer Auslegung außer gepflegtem Stumpfsinn eigentlich nichts zulässt.

Du hast deine Unterschrift auf unzählige Papiere gesetzt, die uns am Päda und sicher auch an anderen Schulen Luft zum Arbeiten verschafft haben. Du hast dabei nie an deinen eigenen Sessel gedacht, nie gegen jemanden agiert. Deine Unterschrift war unser Schirm - für jede vernünftige Sache, für den Unterricht im Allgemeinen und den deutschsprachigen im Besonderen, für den Fortschritt der Schüler.

Danke, Hans!

Gerold Hermann

Donauschwäbische Kulturstiftung des Landes Baden-Württemberg
DEUTSCHE SPRACHE UND KULTUR IM DONAURAUM

GOETHE-INSTITUT

Schwerpunktthema der nächsten Ausgabe:
Exkursionen, November 2019
Ihre Vorschläge, Anregungen und Hinweise, vor allem aber auch Beiträge sind willkommen und hilfreich. Sie können sie bis zum 10. September 2019 an das ZfL schicken.

Anmerkung des Herausgebers: Die Beiträge geben die Meinung der Autoren wieder, die sich nicht unbedingt mit der Meinung des Herausgebers deckt.
Umschlagfoto: Martin Bottesch

IMPRESSUM:
Zett (Die ZfL des ZfL), Nummer 37/2019, April 2019. Erscheint zweimal jährlich.
Herausgeber: Zentrum für Lehrerfortbildung in deutscher Sprache
Adresse: Piața Regele Ferdinand nr. 25, 551002 Mediaș, Rumänien
Tel./Fax: 0040-269-831724, E-Mail: zfl@zfl.ro, Web: http://www.zfl.ro
Verantwortlich: Dr. Radu Crețulescu
Redaktion: Adriana Hermann, Gerold Hermann
Gestaltung: Adriana Hermann
Zentrum für Lehrerfortbildung in deutscher Sprache
ISSN: 1582-4357